

Editorial

Der Kalte Krieg mit all seinen Implikationen steht in der Forschung gegenwärtig hoch im Kurs. Insbesondere in der deutschen historischen (Bildungs-)Forschung wird realisiert, dass die historische Konstruktionen die jeweils 1933 endeten und dann mit 1945 wieder einsetzten, in mehrfacher Weise irreführend sind, weil sie einen Anschluss an die Weimarer Republik suggerieren und die Erfahrungen der Nazi- und Kriegszeit einfach ausblenden. Auch wenn dieses Wunschdenken moralisch teilweise nachvollziehbar ist, ist es historisch falsch, weil die Welt nach 1945 in mehrfacher Hinsicht eine andere war, gerade auch, was die Rolle der Nation in der Welt betraf. Dies gilt auch für die Rolle der Forschung in der Politik und die Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft.

In dieser Nummer werden zwei Aufsätze veröffentlicht, die sich mit Deutschland unmittelbar nach 1945 befassen und pädagogische Programmatiken und Praktiken darstellen, die bisher eher unbekannt geblieben sind und die in einem engen Zusammenhang mit dem Verhältnis zwischen „Siegern“ und „Verlierern“ stehen. So befasst sich Sabine Doff am Beispiel der amerikanischen Enklave Bremen mit der Frage, welche Bedeutung und Rolle dem Unterrichtsfach Englisch bei der Neuordnung des Bildungswesens in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg strukturell zuerkannt und wie diese ausgestaltet wurden, während Simone Gutwerk untersucht, wie die Kinder, der in Deutschland stationierten amerikanischen Militärangehörigen von muttersprachlichen deutschen Lehrkräften in Sprache und Kultur des Gastlandes – also Deutschland – unterrichtet wurden.

Eine Folge des Zweiten Weltkrieges war auch die Überwindung des totalen nationalen Prinzips in Europa und die Entstehung unzähliger inter- oder transnationaler Organisationen, und, damit verbunden, eine Internationalisierung der Forschung. Unter dem Diktat transnationaler Interessengruppen hat sich im Feld der Bildungsforschung eine Rhetorik der Internationalität entwickelt, die mehr schlecht als recht die nationalen Orientierungen der Forschungsfragen und -kulturen verschleiert. Dadurch funktioniert die Nation nur noch als diskursive Ordnungsstruktur, aber nicht (mehr) als Gegenstand der Analyse. Diesem Sachverhalt widmet sich die These von Robert Cowen, Nation als analytischer Gegenstand nicht zu schnell zu verabschieden, und er formuliert konkrete Vorschläge, wie mit dem Sachverhalt umzugehen sei; sieben Kolleginnen und Kollegen aus vier Kontinenten diskutieren Cowens These.

Zuletzt gilt es schon wieder Abschied zu nehmen von unserem Kolumnisten, Richard Aldrich, der „traditionsgemäß“ eine *Carte Blanche* hatte, dem Publikum seine Reflexionen zur internationalen Historischen Bildungsforschungen mitzuteilen und Anregungen zu machen, wie es mit diesem Genre von Forschung weitergehen könnte. Richard Aldrich, haben Sie vielen Dank für Ihre wertvollen Beiträge!

Die Redaktion

Editorial

The Cold War with all of its implications is currently high up on the research agenda. Especially in German historical (education) research, there is a realization that the historical constructions that ended in 1933 and were taken up again in 1945 are in many ways misleading, because they suggest a connection to the Weimar Republic and simply blank out the experiences of the Nazi and wartime periods. Even if this wishful thinking is in part morally comprehensible, it is historically false, because in many ways the world after 1945 was a different one, precisely also with regard to the role of the nation in the world. The same holds also for the role of research in politics and the role of science in society.

In this issue, two articles deal with Germany immediately after 1945 and present educational programs and practices that have remained unknown up to now and that are closely connected to the relationship between victors and losers. Sabine Doff takes the example of the Bremen enclave, an American occupation zone, and asks what importance and role was ascribed to the school subject English structurally in this period of educational reform, and how it was taught, in the first years after the Second World War. Simone Gutwerk examines how the children of U.S. military personnel stationed in Germany were taught the language and culture of the host nation, Germany, by German teachers (who were native speakers of German).

A consequence of the Second World War was also the overcoming of the total national principle in Europe, the rise of innumerable international and transnational organizations, and, linked with that, an internationalization of research. Guided by the dictates of transnational interest groups, a rhetoric of internationality developed in the field of education research that somewhat concealed the national orientations of the research questions and cultures. Through this, the “nation” functions only as a structure ordering the discourse and is no longer the object of analysis. Robert Cowen’s thesis in this issue is devoted to that fact and puts forward that the nation should not be brushed aside so fast, and he formulates concrete suggestions on how we should deal with the situation; seven colleagues on four continents discuss Cowen’s thesis in the Discussion section.

Finally, we bid goodbye to our columnist, Richard Aldrich, who “traditionally” had *carte blanche* to share his reflections on international historiography of education research and to make suggestions concerning the further development of this genre of research. Richard Aldrich, many thanks for your valuable contributions!

The editors